

Postbote Stifter ermittelt

tanja weber

OBERLAND



atb


Kriminalroman

Tanja Weber

OBERLAND

Postbote Stifter ermittelt

Kriminalroman

 aufbau *digital*

Impressum

ISBN 978-3-8412-0583-4

Aufbau Digital,

veröffentlicht im Aufbau Verlag, Berlin, Februar 2013

© Aufbau Verlag GmbH & Co. KG, Berlin

Die Originalausgabe erschien 2013 bei Aufbau, einer
Marke der

Aufbau Verlag GmbH & Co. KG

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt. Jegliche
Vervielfältigung und Verwertung ist nur mit Zustimmung
des Verlages zulässig. Das gilt insbesondere für
Übersetzungen, die Einspeicherung und Verarbeitung in
elektronischen Systemen sowie für das öffentliche
Zugänglichmachen z.B. über das Internet.

Umschlaggestaltung hißmann, heilmann, hamburg unter
Verwendung eines Motivs von © plainpictures/Westend61
und getty-images / Thomas Peter Widmann

E-Book Konvertierung: le-tex publishing services GmbH,
www.le-tex.de

www.aufbau-verlag.de

Menü

Buch lesen

Innentitel

Inhaltsübersicht

Informationen zum Buch

Informationen zur Autorin

Impressum

Inhaltsübersicht

1.

2.

3.

4.

5.

6.

7.

8.

9.

10.

11.

12.

13.

14.

15.

16.

17.

18.

19.

20.

21.

22.

Zwei Wochen danach

Dank

Etwaige Ähnlichkeiten mit lebenden oder bereits verstorbenen Personen wären rein zufällig.

*Ihr habt die Rechnung ohne uns gemacht!
Was ich ersann, gar bald ist's getan,
Es reift unser Racheplan,
Racheplan, Racheplan!*

Carl Millöcker, Der Bettelstudent

1.

Stifter bremste so abrupt, dass der Hinterreifen seines schwer beladenen Rades ausriss, der Kies zur Seite spritzte und eine lange Bremsspur den darunterliegenden Waldboden freilegte. Mit dem linken Bein stützte er sich ab, während er mit beiden Händen den Lenker umfasste und dadurch vermied, dass sein Rad mit den schweren Posttaschen zur Seite kippte. Dann klappte Stifter den stabilen Ständer herunter und ging ein paar Schritte zurück zu dem Krötenpärchen. Das dicke Weibchen kauerte fest an den Boden gepresst auf dem Kies und pumpte schwer. Das deutlich kleinere Männchen klammerte sich an ihr fest und wirkte bereits vertrocknet, so welk war die pockige Haut auf seinem Rücken. Stifter sah das Paar einige Minuten lang an, um zu prüfen, ob sie imstande waren, sich selbst aus der sengenden Sonne zu retten, entschied dann aber, dass die Tiere nur noch eines tun konnten: ergeben auf den Tod warten. Er nahm die fest miteinander verbundenen Kröten hoch, setzte sie auf seinen rechten Handteller und schützte sie mit den Fingern seiner Linken. Dann ging er in den schattigen Wald hinein. Er wusste, dass der kleine Weiher nur wenige Meter von der Stelle, an der die Kröten das Wandern aufgegeben

hatten, entfernt war. Kein Weg führte zu dem eingewachsenen Tümpel hin, der sich tief ins Unterholz des Mischwaldes duckte. Hohe, dünne Gräser umgaben ihn, so dass es fast unmöglich auszumachen war, wo sich die Ränder des Wassers befanden. Unter den Schuhen des Postboten schmatzte der Morast. Als der dunkelbraune Schlamm ihm fast bis zu den Knöcheln reichte, bog Stifter die Gräser auseinander und bückte sich. Die Kröten hatten steif auf seiner Hand ausgeharrt, hatten keine Anstalten gemacht, davonzuspringen. Dafür waren sie zu erschöpft, er hatte es am Herzschlag des Weibchens, der nur noch ganz schwach gewesen war, durch die kühle glatte Haut spüren können. Aber sie lebten noch. Denn als er in der Hocke die rechte Hand ausstreckte, sprangen die Kröten gleichzeitig zu beiden Seiten von seiner Hand in das schwarze Moorwasser. Stifter betrachtete die dunklen Ringe, die das Wasser um die Einsprungstelle der Kröten bildete. Still und ruhig schwappten sie an seine Fußspitzen. Dann tauchten die Augen des Weibchens auf und fixierten ihn. »Schönen Tag noch«, sagte Stifter und lächelte.

Er ging zurück zu seinem Fahrrad und setzte seine Runde fort. Obwohl er die Kröten vor dem sicheren Hitzetod bewahrt hatte, war er beunruhigt über ihr Verhalten. Die Zeit der Wanderungen war vorbei. Es war Mitte September. In dieser Jahreszeit sollten die Kröten unter den feuchten Blättern des Waldes liegen, eingegraben in den Waldboden,

und sich auf den langen Winter vorbereiten. Die Paarung und Wanderung waren vorbei. Stifter wusste das, weil Rubina Lanz, die jüngste Tochter seiner Vermieter, im Frühjahr jeden Abend losgezogen war, um mit Taschenlampe, Handschuhen und Eimer Kröten zu retten. Sie hatte sie über die stark befahrene Straße getragen, die den Saum des Waldes vom Weiher trennte und für die Kröten auf ihrem Weg in ihre Laichgewässer eine tödliche Gefahr darstellte. Stolz hatte Rubina bei ihrer Rückkehr die Erfolgszahlen präsentiert und sich von ihren älteren Geschwistern für ihr naturschützerisches Engagement aufziehen lassen müssen. Stifter würde Rubina heute Abend fragen, was es damit auf sich hatte, dass ein Erdkrötenpärchen im späten Sommer auf Laichwanderung ging. Ein Irrtum der Natur? Ein trauriger Versuch des Paares, eine zweite Laichzeit einzuläuten? Oder vielleicht einfach nur Degeneration durch Umweltgifte.

Auf dem schönen sonnigen Sommertag lag plötzlich ein Schatten. Stifter bog hinter den Sportplätzen des Schulzentrums in die Chamisso-Straße ein und begann seine Tour.

Er hatte es sich in der Zeit, in der er nun in Lohdorf, Oberbayern, wohnte, angewöhnt, auf dem Weg vom Postamt bis zum Ausgangspunkt seiner Tour den Pfad durch das Wäldchen zu nehmen. Er hätte ebenso gut quer durch das Villenviertel fahren können, durch die kleinen

gebogenen Straßen, die an hochherrschaftlichen Bauten vorbeiführten. Auch das wäre ein schöner Weg ohne allzu viel Autoverkehr gewesen. Aber Stifter liebte den Schlenker durch den Wald. Hier begegnete er nur selten einem Menschen, manchmal einem Spaziergänger, aber die beruhigende Atmosphäre von Vogelstimmen, Blätterrauschen, dem Geruch des immer feuchten Unterholzes und dem Geräusch, das die Räder auf dem Kies erzeugten, versetzte ihn in genau die kontemplative Stimmung, mit der er den Tag beginnen wollte. Im Geiste rechnete Stifter auf diesem Weg hoch, wie lange er für die Tour brauchen würde. Er hatte die Post im kleinen Amt von Lohdorf sortiert und, wie es für seinen zwanghaften Charakter typisch war, gezählt. Er wusste, wie viele Sendungen er in welcher Straße austragen musste. Er wusste ebenfalls, ob die zeitraubenden Adressen dabei waren. Im Falle seiner Tour, die ihn von der Chamisso- durch die Adalbert-Stifter-Straße, den Brentanoweg über den Novalisplatz bis zur Wettersteinstraße führte, waren das weniger die Mehrfamilienhäuser mit den unzähligen Briefkästen als vielmehr Grundstücke, deren Briefkästen gut versteckt hinter einer langen Auffahrt lagen. Oder Bewohner, die zu prominent waren, um ihre Namen an das Klingelschild zu schreiben. Oder sich zumindest für zu prominent hielten. Oder Wachhunde hatten, die mit ihren gefletschten Zähnen nach ihm schnappten, wenn er es

wagte, die Post in den Briefkastenschlitz zu schieben, und seine Hand nicht schnell genug zurückzog. Aber er hatte hier keine Plattenbauten, im Gegensatz zu Germerow, wo er noch letztes Jahr als Austräger tätig gewesen war. Oder wie in Französisch-Buchholz in Berlin, zu Beginn seiner Arbeit als Briefträger. Hier, in Lohdorfs bestem Viertel, gab es nur Einoder Zweifamilienhäuser, schlimmstenfalls Doppelhaushälften. Nicht einmal Reihenhäuser. Hier oben wohnte man für sich. Allerdings war die Architektur durchmischt und bot ein buntes Bild. Villen vom Beginn des neunzehnten Jahrhunderts, mit schweren Schindeldächern und Stuckbordüren über dem hölzernen Entree, oftmals verborgen hinter dichtgewachsenen Wildfruchthecken, standen Schulter an Schulter mit kleineren Siedlungshäusern aus den dreißiger bis fünfziger Jahren. Auch diese befanden sich auf lang hingestreckten Grundstücken, häufig mit Obstbaumbestand, Johannis- und Stachelbeerhecken. Eine Lehre aus der Zeit während und nach dem Krieg, als auch die Bewohner dieser Häuser sich um Lebensmittel sorgen mussten. In den siebziger und frühen achtziger Jahren folgte der mondäne Bungalowbau. Weiße, minimalistische Gebäude, flach geduckt zwischen Koniferen, umgeben von schweren Zäunen aus dunkelgebeiztem Holz. Gekieselte Dächer, schmale Fenster, die Sauna im Souterrain mit Ausblick auf den Ziergarten. Neu hinzugekommen waren die eckigen Holz-Glas-Kuben,

umrandet von Edelholzveranden, die von der breiten Doppelgarage zum japanischen Koi-Teich führten.

Regmaiers bewohnten so einen Architekten-Kubus, und sie waren der dritte Haushalt auf Stifters Tour. Herr und Frau Regmaier waren erst kürzlich nach Lohdorf gezogen, das Haus wirkte fast noch unbewohnt, der Garten war eine Erdwüste. Die Kinder der Regmaiers spielten ausschließlich auf der Holzterrasse, denn dort standen zwei große Plastikautos, die den VW Beetle nachbildeten. Stifter, der das Haus der Regmaiers des Öfteren zum immer gleichen Zeitpunkt anfuhr, kam auch dieses Mal gerade wieder dazu, wie Herr Regmaier seine Frau umarmte, die beiden kleinen Jungs küsste und sich dann mit seiner Aktentasche zur Doppelgarage begab. Er hatte das Tor bereits per Funk geöffnet, jetzt schwang es sanft nach oben und gab den Blick auf den bronzefarbenen Porsche Cayenne frei. Herr Regmaier warf die Aktentasche auf den Beifahrersitz, glitt rückwärts die Auffahrt hinunter, winkte seiner Familie und gab dann Gas. Schnell entfernte sich der schwere Wagen durch die stillen Straßen des Viertels. Frau Regmaier zog die Buben ins Haus, schloss die Tür hinter sich, und Stifter fuhr weiter zu den nächsten Grundstücken. Augenthaler, Seifert, Kunz. Es war ein Montagmorgen und alle Welt unterwegs. Die Kinder in Schule und Kindergärten, die Werktätigen in der Arbeit. Hinter den Fassaden der Häuser und auch auf den Straßen

regte sich nur wenig Leben. Ein vereinzelt Auto dann und wann, eine alte Dame, die ihren Pinscher ausführte, eine junge Frau mit Kinderwagen. Mehr Leben fand nicht statt, aber Stifter empfand das weder als langweilig noch als bedrohlich, er genoss den Frieden.

*

Die Rippen des alten Heizkörpers schnitten in seinen Rücken. Wenn er die Muskulatur anspannte, hielt er es aus, aber er trieb das Spiel nun schon so lange, dass die Muskeln zu zittern begannen, wenn er versuchte, sie hart zu machen. Er konnte sich hinlegen, auf den Rücken, auf die linke Seite, auf den Bauch. Aber er lag seit vielen Stunden auf dem kalten Betonboden, hatte sich gedreht, jede erdenkliche Position ausprobiert. Gebuckelt, mit dem Kopf zwischen den Knien. In der Hocke hatte er gekauert. Aufstehen war zwecklos, sein rechtes Handgelenk war unten an den Heizkörper gekettet, er konnte sich nicht aufrichten. Nun versuchte er also zu sitzen. Nach wie vielen Stunden Gefangenschaft? Er hatte keinerlei Orientierung, welche Zeit vergangen war, seit er sein Büro verlassen hatte. Es war Freitagnachmittag gewesen, das wusste er. Gegen fünf. Kaum jemand war noch in dem Tower unterwegs gewesen, die unzähligen Büros, Gänge, Flure waren wie leergefegt, die Börse war bereits

geschlossen. Mit einem guten Schnitt hätte er ins Wochenende gehen können. Aber für ihn hatte es kein Wochenende gegeben. Ihm war das Zeitgefühl schon vor seiner Entführung abhandengekommen. Vielleicht war es deshalb so schwer für ihn, jetzt die Zeit zu rekonstruieren. Er lebte nicht nach der Uhr. Und nach welcher Zeit hätte er sich richten sollen? MEZ? WEZ? OEZ? UTC wohl noch am ehesten. Er war ständig wach und driftete zwischen den Zeitzonen der jeweils geöffneten Märkte. Der Geldmarkt arbeitete immer, und er hatte es sich angewöhnt, im Büro Minutenschlaf zu halten. Die Stunden, die er wöchentlich in seinem Appartement verbrachte, in seinem Bett, konnte er an einer Hand abzählen. Das Bett besaß er nur, weil er die Dachterrassenwohnung möbliert gekauft hatte. Es hatte ihm gefallen, einen guten Deal mit der Maklerin zu machen. Das war alles, was zählte. Was gezählt hatte, in seinem bisherigen Leben. Nun gab es ein neues Leben, und er war darin bloß eine Schachfigur. Er hatte es nicht gewählt und hatte nichts darin zu bestimmen. Anfangs hatte er gegen den Heizkörper geschlagen, in der Hoffnung, dass der Schall durch die Leitungen wandern würde und so jemand auf ihn aufmerksam werden könnte. Bis er gemerkt hatte, dass der Heizkörper abgeklemmt war, an kein Rohrleitungssystem angeschlossen. Er drehte sich auf die andere Seite des Heizkörpers. Hier konnte er den Rücken an die Wand pressen, aber diese Position war auf

Dauer ebenfalls unangenehm, denn er musste, wenn er so saß, den rechten Arm quer über seinen Vorderkörper führen, die rechte Schulter verdreht, wenn er sich nicht schmerzhaft ins Handgelenk schneiden wollte. Die Handschellen, mit denen sie ihn angekettet hatten, hinterließen bereits einen rotgescheuerten Rand auf seinem Handgelenk, bald würde der rote Ring wund werden. Er schloss die Augen und konzentrierte sich. Mental war er unschlagbar. Diese Situation würde er überwinden. Er musste wieder die Kontrolle über sein Leben zurückgewinnen. Seine Gegner waren momentan im Vorteil, aber sie waren schwach. Er atmete tief durch die Nase ein, die Luft blähte seinen Brustkorb, und er lächelte. Sie hatten Angst. Das machte sie klein. Er hatte keine Angst. Er würde hier rauskommen. Und dann würde er sie fertigmachen.

*

Um elf gönnte sich Stifter eine kleine Pause. Er verließ seine Route – er hatte dann gerade den Brentanoweg abgearbeitet –, radelte zu der kleinen Bäckerei am Novalisplatz, bestellte sich eine Butterbreze und einen Kaffee und setzte sich vor die Bäckerei in die Sonne. Die Breze war, wie sie sein musste, außen dunkel und knusprig, mit hageligem Salz, innen fluffig weich. Nicht so wie das

labberige Gebäck, das einem auf den Berliner S-Bahnhöfen angeboten wurde. Da hatte er nie eine Breze gegessen, das waren eben auch Brezeln und keine Brez'n. Er hatte in seinem achtundvierzigjährigen Leben keinen großen Wert auf Essen gelegt, war kein Freund von Fast Food, und auch der Trend zur Edelkulinarik war an ihm vollkommen vorbeigegangen. Er konnte kein Interesse für Trüffelöle, alten Essig und Biohonig aus den Anden aufbringen. Aber seit er in Bayern war, hatte er Appetit bekommen, lebte weit weniger asketisch als all die Jahre nach seinem Auszug von zu Hause. Der Geruch, der aus der Bäckerei strömte, das frische Holzofenbrot mit der Butter, die er beim Milchbauern nebenan kaufte, die Mittagsgerichte, die der junge Mann beim Metzger an der Essenstheke zubereitete: Leberkäs, Krautsalat, Maultaschen - all das hatte seinen Geschmackssinn reaktiviert, ihm das Wasser im Mund zusammenlaufen lassen. Stifter hatte in Bayern angefangen zu essen. Und jetzt, im Sommer, hatte er, der überzeugte Weintrinker, auch noch begonnen, das kühle Helle schätzen zu lernen.

Stifter spülte den letzten Bissen Breze mit dem Kaffee hinunter und brachte den Steingutbecher zurück zu der freundlichen Verkäuferin, die ihn bereits mit Namen kannte. Dann schwang er sich auf sein Postfahrrad und setzte seine Tour fort. Die Sonne stand jetzt hoch am Himmel, und Stifter überlegte, was er mit dem Rest des

schönen Tages anfangen sollte, der versprach, glutheiß zu werden. Er hatte sich angewöhnt, zu einem der vielen umliegenden Seen zu fahren. Mit seinem Privatrad, auch dies eine neue bayerische Errungenschaft, oder der S-Bahn, die bequem zu allen Seen des bayerischen Oberlandes führte. Oder er würde im Wald spazieren gehen. Hinter Lohdorf, das an den Landkreis der Stadt München grenzte, war die Stadt definitiv zu Ende. Hier begannen die weitläufigen Wälder, die, wenn man ihren Pfaden folgte, bis zu den Ausläufern der Alpen reichten, sogar hinüber nach Österreich. So weit war Stifter noch nicht gelaufen, aber er konnte sich vorstellen, eines Tages einfach loszugehen, mit Wanderstock und einem Rucksack und über die Alpen nach Italien zu wandern. Dort würde er sich in Bozen oder Meran ein Hotelzimmer nehmen, drei Tage schlafen und mit dem Zug über den Brenner wieder zurückfahren. Ein Traum. Eines Tages würde er ihn verwirklichen.

Am Grundstück der Damen von Rechlin stellte Stifter sein Rad neben den Holzzaun und holte das eigenhändige Einschreiben für Annette von Rechlin aus der gelben Tasche. Es war vom Amtsgericht, und in der Regel verhiess diese Art von Einschreiben nichts Gutes. Jedenfalls nicht bei Menschen wie den beiden Frauen, die hier wohnten. Mutter und Tochter, adlig und augenscheinlich von der Welt vergessen. Die von Rechlins bewohnten eine große

Villa, die vermutlich aus den späten siebziger Jahren stammte, im Landhausstil errichtet war und, ebenso wie das große Grundstück, auf einigen Reichtum schließen ließ. Hier oben auf dem Hügel, in exklusiver Villenlage, wären einem Investor die zweitausend Quadratmeter Grund mit altem Baumbestand Millionen wert. Das Haus der von Rechlin würde abgerissen werden, es war ein großer unzeitgemäßer Klotz. Zwei ausladende Etagen mit rundumlaufenden Balkons, einer großen Terrasse mit wuchtigem Außenkamin und ein stillgelegter Pool im Garten – diese schlafende Immobilie würde kein neuer Bewohner mehr wachküssen. Es schien, als hätten die beiden Damen, Annette, die Tochter, und Gudrun, die Mutter, selbst vergessen, dass sie dieses Haus bewohnten. Die steinerne Terrasse schimmerte grünlich von dem sie überwuchernden Moos. Das Laub der großen Eichen und Kastanien im Garten wurde nicht gereicht, sondern vergammelte auf dem verkarstenden Rasen und verstopfte die Regenrinnen. Die wuchtige Sitzgarnitur aus Tropenholz auf der Terrasse wurde weder genutzt noch abgedeckt, sondern war der Witterung schutzlos ausgeliefert und verblasste, das Holz war grau und rissig. Die Klingeln klemmten, das Gartentor quietschte, und zwischen den Steinen vor der Garage wuchs das Unkraut meterhoch. Die Klingelschilder am Pfeiler des Gartentores wiesen drei Bewohner aus: neben Gudrun und Annette von Rechlin

auch noch Volkmar von Rechlin. Ob es sich um den Ehemann der Mutter oder Tochter handelte, wusste Johannes Stifter nicht, aber er wusste, dass es den einzigen männlichen Bewohner hier nicht mehr geben konnte. Er hatte in dem halben Jahr seit seiner Arbeitsaufnahme in Lohdorf keine einzige Sendung für ihn gehabt. Und das stark vernachlässigte Anwesen ließ nicht darauf schließen, dass es hier einen Mann im Haus gab, der sich verantwortlich für die Pflege desselben gefühlt hätte. Gudrun von Rechlin war zu alt, um diese nötigen Arbeiten zu übernehmen, Stifter schätzte die rüstige Dame mit den langen schlohweißen Haaren auf über achtzig. Ihre Tochter Annette, vermutlich um die fünfzig, stand mit ihrer gepflegten Erscheinung in starkem Kontrast zu der Verwahrlosung. Wenn er sie zu Gesicht bekam, trug sie stets Weiß, mit ihren hellen Baumwollhosen und den weißen Slippers hatte sie die Ausstrahlung einer Ärztin. Die Perlenkette um ihren Hals und die goldenen Ohrringe verliehen ihr eine dezent luxuriöse Note. Allerdings roch sie manchmal überaus stark nach Pfefferminz und Eau de Toilette.

Er klopfte mit harter Faust an die schwere Holztür. Niemand öffnete, auch nicht, nachdem Stifter etwas heftiger nachgelegt hatte. Er drehte auf dem Absatz um und wollte soeben eine Nachricht für Annette hinterlassen, dass sie sich das Einschreiben auf dem Postamt abholen

könne, als sich oben, im Dachgeschoss, ein kleines Fenster öffnete. Gudrun von Rechlin steckte den Kopf durch das Fenster, und ihre weißen Haare fielen herab wie die einer alt gewordenen Rapunzel, die kein Prinz jemals aus ihrem Turm gerettet hatte. Misstrauisch rief sie Stifter an und fragte ihn unfreundlich, was er wolle. Johannes Stifter schwenkte das Einschreiben, und als Antwort knallte die alte Dame das Fenster kommentarlos zu. Unschlüssig, was nun passieren würde, harrte Stifter an Ort und Stelle aus, und tatsächlich öffnete sich die große Holztür kurz darauf. Eine große graue Strickjacke hatte sich die Alte um den schmalen Körper gewickelt, was ihre Zerbrechlichkeit eher unterstrich denn verhüllte.

»Geben Sie her!«, ungeduldig streckte Gudrun von Rechlin die altersfleckige Hand nach dem Einschreiben aus.

»Tut mir leid, Frau von Rechlin«, sagte Stifter, »aber das ist ein eigenhändiges Einschreiben, das kann nur Ihre Tochter in Empfang nehmen.«

»Schmarrn«, entgegnete die Alte und blickte ihn missbilligend an. Sie hatte klare blaue Augen und ein feingeschnittenes Gesicht, das nicht zu ihrem harschen Ton und der ruppigen Umgangsweise zu passen schien. Man konnte ihr ihre adlige Herkunft ansehen, aber auch Zeichen von Verwahrlosung entdecken. Gesicht, Haare und Hände waren sauber und gepflegt, ihr Rücken

durchgedrückt. Aber die Kleidung war verschlissen, die graue Strickjacke, Cashmere vielleicht, war aus der Form geraten, ausgebeult, mit Fusseln übersät. Die ledernen Hausschlappen waren an der Seite aufgeplatzt, und die Hose, die sie unter dem langen Strickschlauch trug, sah aus wie die eines Mannes. Die Hosenbeine waren hochgekremgelt und gaben den Blick frei auf weiße, magere Waden. Erneut streckte die Alte ihre Hand aus und forderte Stifter damit wortlos auf, ihr das Schreiben an ihre Tochter auszuhändigen, aber Stifter blieb hart. Er sah ihr in die Augen und schüttelte den Kopf. Den Umschlag umklammerte er hartnäckig, aber er war es, der den Blick zuerst abwandte. Trotzdem hatte die Alte verstanden, dass Widerstand zwecklos war, und kramte aus der tiefen Tasche ihrer Jacke einen großen Schlüsselbund hervor. Damit ging sie zu einer zweiten Eingangstür, die sich ein paar Meter neben der schweren Holztür befand und vermutlich zu einer Einliegerwohnung führte. Dort klopfte sie der Form halber zweimal an die Tür, während sie gleichzeitig mit dem Schlüssel aufsperrte. Sie warf Stifter einen Blick über die Schulter zu, der ihn auf Abstand halten sollte. Aber Stifter war neugierig geworden, und kaum hatte die Alte die Tür geöffnet und war eingetreten, folgte er ihr auf dem Fuß. Gudrun von Rechlin verschwand in dem dunklen Flur und rief barsch nach ihrer Tochter. Der Flur war dämmrig und kalt, die Wand mit Kork tapeziert, auf dem Boden lag

ein ausgetretener Kokosläufer. Es roch leicht modrig, die Luft war kühl und abgestanden zugleich. Die Alte vor ihm stieß die Türen, die vom Flur wegführten, auf und blickte in die Räume. Stifter wusste, dass er hier nichts zu suchen hatte, dass er das Haus nicht betreten durfte und der Frau vor ihm nicht folgen sollte. Aber es lag eine Spannung in der Luft, die mit den Händen zu greifen war, es war die Ankündigung von etwas Ungeheuerlichem, etwas Ungutem. Gudrun von Rechlin strahlte die unerschütterliche Gewissheit aus, dass sich ihre Tochter im Haus befand, und wenn diese nicht auf das Klopfen und Rufen reagierte, ließ das nur den Schluss zu, dass etwas geschehen war. Nun blieb die Alte stumm vor einem Zimmer stehen. Ihre Schultern sackten nach unten. Sie hatte Stifter noch immer nicht bemerkt und betrat den vor ihr liegenden Raum. Stifter folgte ihr. Sein Blick fiel auf den Paravent aus hellem gerafftem Stoff. Das hier war das Schlafzimmer, und hinter dem Paravent befand sich offenbar das Bett von Annette von Rechlin. Jemand lag darauf, denn von der Wade abwärts sah man die Beine der Person. Ein Bein, in weißer Hose und mit weißem Schuh, lag noch auf der Matratze. Das andere war seitlich hinuntergerutscht, der Schuh lag neben dem nackten Fuß. Stifter folgte Gudrun von Rechlin hinter den Paravent und sah, was diese sah. Annette von Rechlins Oberkörper lehnte an ein paar großen Kissen, ihr welliges Blondhaar fiel ihr über die Schultern, ihr Mund

stand offen. Sie versuchte, die Lider zu heben, aber es gelang ihr nicht, sie flatterten nur träge. Als wolle sie sich entschuldigen, griff sich die Frau mit schwerer Hand an ihre Perlenkette, mitten in das Erbrochene, das sich über ihren weißen Seidenpullover ergossen hatte.

2.

Sie schlug ihrer Tochter hart ins Gesicht, aber es kam wie immer kaum eine Reaktion. Annette war so schwach. Sie war zu schwach, um sich zu wehren. Sie hatte sich noch nie gewehrt. Immer wieder klatschte Gudruns knochige Hand gegen die Wangen ihrer Tochter, die sich den Schlägen ergab. Gudrun hatte nichts als Verachtung für ihre Tochter übrig. Dass sie ihr das antat! Dass sie sie sogar den mitleidigen Blicken eines Fremden aussetzte! Was hatte der Mensch hier überhaupt zu suchen?

»Gehen Sie. Gehen Sie!« Gudrun von Rechlin versuchte, diesen fremden Mann mit dem gelben T-Shirt aus dem Zimmer zu scheuchen, aber der starrte auf Annette. Auch so ein Schwächling, das erkannte sie auf den ersten Blick. »Hauen Sie ab, das geht Sie nichts an!«, setzte sie nach, aber der Mann reagierte nicht auf sie.

»Ich muss den Notarzt rufen«, stammelte er. Das war das Letzte, was sie gebrauchen konnte. Ärzte, vielleicht die Polizei, Fragen, Aufsehen. Niemand hatte in ihrem Haus etwas verloren, und daran war nur diese verdammte Henne schuld. Gudrun ging nach nebenan ins Badezimmer, nahm eines der Handtücher und ließ kaltes Wasser darüberlaufen. Dann kehrte sie ins Schlafzimmer zurück.

Der Mann hatte sich zu Annette gehockt, er sprach mit ihr und fühlte ihren Puls. Dann schob er sie behutsam in die stabile Seitenlage. Warum verschwand er nicht endlich? Gudrun presste ihrer Tochter das kalte nasse Handtuch aufs Gesicht, bis diese endlich reagierte und abwehrend die Hände hob. Na endlich, es war auch Zeit, dass die wieder zu sich kam. Blöde Kuh. Der Mann zog ein Telefon aus seiner Hosentasche und begann eine Nummer einzutippen, aber Gudrun schlug mit dem nassen Handtuch danach, so dass es ihm aus der Hand fiel und unter das Bett rutschte.

»Sind Sie verrückt?«, blaffte der Fremde sie an.

»Wir brauchen keinen Arzt. Das kommt jeden dritten Tag vor. Und jetzt hauen Sie endlich ab, ich will keine Gaffer.« Es fiel ihr schwer, sich zusammenzunehmen. Am liebsten hätte sie ihn getreten, ihm das Gesicht zerkratzt, ihn angeschrien. Aber sie konnte sich durchaus mäßigen.

»Ihre Tochter braucht Hilfe! Sie hat einen schwachen Puls und ...«

»Sie hat sich betrunken!« Ihre Stimme schnappte über.
»Sie hat Tabletten genommen, dann hat sie wieder getrunken.« Gudrun spürte, wie das Zittern wiederkam, das Wutzittern, sie hatte wirklich genug am Hals, sie brauchte niemanden hier, sie kriegte Annette wieder hin, wie immer. »So, wie sie es jeden Abend tut, verstehen Sie? Jeden Abend! Sie säuft! Begreifen Sie das nicht?!« Ihre Kehle brannte bei der Schreierei, aber sie konnte sehen,

dass der Mann vor ihr zurückwich. Wie auf Kommando kam Annette wieder etwas zu sich, versuchte, sich auf ihrem Unterarm abzustützen. Ihre schweren Lider hoben und senkten sich vor Anstrengung. Dieser Postbote nahm Annettes Hand, aber Gudrun schlug sie weg.

»Sie sind doch nicht ganz dicht. Ich ruf jetzt die Polizei.« Was fiel dem Kerl denn ein? Der machte wieder Anstalten, nach seinem Handy zu fischen.

»Wenn Sie das tun, zeige ich Sie an wegen Hausfriedensbruch. Sie sind hier eingedrungen.« Das Zittern wurde immer stärker, und Gudrun spürte, dass ihr Herz raste. Aber sie hatte schon Schlimmeres gemeistert, sie würde diesen Wurm hier aus dem Haus bekommen. Das war es immer noch: ihr Haus.

»Mama«, Annette lallte und tastete mit ihrer vollgekotzten Hand nach ihr, »lass.«

Der Mann hatte sein Handy wieder aufgehoben und starrte Annette an. Er hatte Mitleid, aber das brauchten sie nicht. Kein Mitleid. Sie würde es auf die andere Art versuchen.

»Wollen Sie, dass man sie so sieht?« Gudrun zeigte auf Annette, die den Kopf kaum heben konnte, immer wieder fiel er vornüber, das Kinn auf ihr eigenes Erbrochenes. Dass sie sich nicht schämte. »Wollen Sie sie dem wirklich aussetzen?« Es gelang Gudrun kaum, die Härte in ihrer

Stimme zu mildern, aber ihre Worte drangen vor, sie würden ihr Ziel erreichen. Er würde Leine ziehen.

Noch zögerte er jedoch. Er hatte sein Mobiltelefon unter dem Bett hervorgeholt und hielt es in der Hand, jederzeit bereit, die Nummer zu wählen. Er sah Annette an, Sorge im Blick.

»Sie können mir helfen, sie bei mir drüben aufs Sofa zu legen, dann kann ich hier saubermachen«, setzte sie nach. Im gleichen Augenblick bereute sie, das gesagt zu haben. Es war nicht gut, wenn er durchs Haus ging. Lag noch etwas herum? Konnte er etwas sehen, was er nicht sehen sollte? Aber jetzt war es zu spät. Sonst ließ sie ihre Tochter einfach liegen, wo sie war. Sie musste nur dafür sorgen, dass sie nicht erstickte. Sie kam ja immer wieder zu sich. Und natürlich hatte sie nicht vor sauberzumachen. Aber sie musste ihm das Gefühl geben, dass sie sich kümmern würde, sonst würde er nicht verschwinden.

Der Mann nickte. Er wollte Annette hochwuchten, aber Gudrun zog ihr erst den verdreckten Pullover aus. Zum Glück trug ihre Tochter darunter ein Leibchen.

Obwohl er schwächlich aussah – schmächtig und zu lang gewachsen –, schien der Briefträger kräftig zu sein, denn er schaffte es, Annette, ihren Arm um seine Schultern gelegt, aufzurichten. Halb trug, halb schleifte er sie, die versuchte, ihre Füße zu koordinieren und zu laufen. Was ihr nur mäßig gelang. Gudrun konnte nicht hinsehen. Ihre

Tochter, dieses Wrack, die dumme Henne, die Versagerin. Sie drängte sich an dem Postboten und ihrer besoffenen Tochter vorbei, sperrte die Verbindungstür zwischen den beiden Wohntrakten auf, die sie immer geschlossen hielt und zu der Annette gar keinen Schlüssel besaß, und ging vor in Richtung Wohnzimmer. Mit schnellen Schritten und wachen Augen, damit sie noch etwaige Spuren beseitigen konnte. Aber da war nichts, sie war vorsichtig gewesen. Ihre Schlafräume lagen im ersten Stock, aber so weit würde sie ihn nicht hineinlassen, er sollte Annette auf das Sofa legen und abhauen. Zögerlich stand der Mann mit der schwer an ihm hängenden Annette auf der Schwelle des Zimmers und sah sich um.

»Hier.« Gudrun zeigte auf die ausladende mattgrüne Polstergarnitur. Sie riss noch rasch das kleine Deckchen vom Beistelltisch und legte es zum Schutz auf den Samt. Der Mann wollte etwas sagen, aber sie kam ihm zuvor.

»Das Schlafzimmer ist oben. Ich bringe sie später hoch, wenn sie besser beieinander ist. Legen Sie sie hierhin.«

Das gefiel ihm nicht, sie sah ihm an, dass es einen inneren Widerstand gab.

»Und dann gehen Sie. Sofort. Sonst rufe ich die Polizei. Sie sind unbefugt in meinem Haus.« Ihre Stimme wurde wieder scharf. Der Mann sah befremdet drein, aber es scherte sie nicht, was dieser Affe von ihr dachte.